

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 31 (1949)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Eingehungen auf Postkonto / Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inzeraten-Annahme: August Gmüeller, Stadelstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 2 22 52, Postfach-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Zeile meterlang oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Schiffsregie 60 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate - Inzeratenschluß Montag abend

Eidgenössisches

El. St. Die Abstimmungen und Wahlen vom 11. September haben einige Resultate ergeben, die zu denken geben. Daß in den Kantonen, wo außer einige kleinere Vorlagen in erster Linie über die Initiative gegen die Vollmachten abgestimmt worden ist, die Stimmabgabe eine ganz bedeutend schlechte war (bis nur 40 Prozent) registrieren wir Frauen mit einiger Verwunderung, da unseres Wissens die stimmberechtigten Schweizer an ihren politischen Pflichten der Ausübung ihrer demokratischen Rechte nicht durch die Belastung durch den Haushalt verhindert sind, wie man das als stichhaltigen Grund gegen die politischen Rechte der Frau immer wieder anführt.

Der Kanton Zürich hat im zweiten Wahlgang, nach einer hitzigen und nicht immer ganz fairen Wahlkampagne Gottlieb Duttweiler mit einem grossen Mehrheit dem Kandidaten der Landwirtschaft, Meyer, als seinem zweiten Vertreter im Ständerat vorgezogen. Die Gründe zu dieser Wahl sind deshalb bezeichnend, weil „Dutt“ auch in solchen Kantonsstellen ein Stimmenerwartung aufweist, die normalerweise eigentlich dem Vertreter der Landwirtschaft hätten Gefolge leisten müssen. Die „M. Z.“ nennt Duttweiler in einer Würdigung des Wahlergebnisses „das Idol der Konsumanten“. Wenn man vielleicht die Einstellung großer Konsumantenkreise nicht gerade mit einem so grossen Wort zu bezeichnen braucht, so ist es ganz sicher, daß der Wunsch dieser Kreise ganz energig dahin ging, ihn wieder in Bern als Vertreter ihrer Interessen zu haben, da alles das, was man sonst Volkswirtschaft nennt in unseren Ländern reichlich vertreten ist. Dabei sei ja die Frage erlaubt, ob gerade für die Arbeit und diesen Einfluß Duttweilers der Nationalrat nicht das bessere Terrain war?

Item, dem sei wie es wolle, seine Wahl läßt deutlich erkennen, daß die Wähler, die aus allen politischen Kreisen stammen am 11. September in erster Linie als Konsumanten demonstriert, und nicht als Parteipolitiker pariert haben. Denn — man mag sich zu einigen Methoden und Vorgehen Duttweilers einstellen wie man will: eine Lastzacke kann ihm niemand freitagen, doch er seit dem Ersten Weltkrieg trotz häufig zunehmender Teuerung des Lebensunterhaltes es fertig gebracht hat, nicht nur einige lebenswichtige Nahrungsmittel zu verbilligen, sondern darüber hinaus auch dem finanziell bedürftigen Haushalt durch Vermittlung billiger „Zufüßlichkeiten“ eine größere Variation in der Lebenshaltung zu ermöglichen, wobei er als Vermittler vieler unserer Landesprodukte sicher auch seine Bedeutung für unseren Völk- und Gemeinwohl hat.

Das Resultat betreffend die Vollmachtenordnung ist symptomatisch für die Stimmung im Volk, und eine erneute ernste Mahnung an die Behörden. Ein Ja-Mehr hat grösseren Gewicht als ein Nein-Mehr, und der Umstand, daß der Stimmunterschied nicht sehr gross war, läßt erkennen, daß viele Bürger sich bedauert waren, daß es eben

gibt, den weisen Mittelweg zu finden, der einerseits des Bundesrates allzu weitgehende Unpopulanz unterbindet und ihn andererseits doch instand setzt, dringende Angelegenheiten so erledigen zu können, daß ihre Verzögerung durch langwierige Abstimmungen nicht wichtige Geschäfte in ihrer Wirkung verhindert. Aber das Schweizer Volk ist ja vernünftig, es verlangt nur, daß man in Bern den verfassungsmässigen Boden nicht verläßt und nicht vergißt, daß es letzten Endes der Souverän ist und ihn zu diesem im Sinn und vor allem den Wunsch hat, volles Vertrauen in seine Behörden haben zu können, wie es ja bei uns immer der Fall war zu den jüngsten Anzeichen einer Vertrauenskrise.

Wenn wir zum Schluß noch der Rede von Bundesrat Ribbattel am Comptoir in Lausanne rasch gedenken, so freuen wir uns, wenn auch er der Meinung ist, daß Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit in vermehrtem Maß den Schweizer zieren würden, und hoffen, daß er diese Meinung auch dann vertritt, wenn gar zu viele Ansichten um Subventionen und Bundeshilfe im „palais fédéral“ einlaufen.

Bürgerstad-Konferenz

I.

G. D.-R. Die Personalkonferenz auf dem Bürgerstad, die der Schweizer Verband Volksdienst alljährlich — nun schon zum 12. Mal — durchführt, bekam diesmal durch das herrliche Herbstwetter besonderen Glanz. Die grosszügige Beherbergung des Palacehotels, die Blumenpracht der Terrassen und Gärten, der zwischen den Tannen herausleuchtende See bildeten den glücklichen Rahmen für das Zusammenfinden der etwa 200 Frauen und Männer, die die Verantwortung für das Gelingen des grossen Wertes tragen. Eine wechselnde Zahl von Gästen, unter denen die Auftraggeber des Verbandes erfreulich stark vertreten waren, gestellte sich dazu. Ein reichhaltiges, wohlhabendes Vortragsprogramm führte während sechs Tagen die Volksdienstgäste unter der sanftbestimmten Leitung ihres Präsidenten Dr. Ernst Kull durch reiche Gefilde wertvoller Belehrung, die mit nimmermüder Empfanglichkeit aufgenommen wurde. Auch diesmal war es gelungen, hervorragende Referenten zu gewinnen, die aktuelle Probleme von den verschiedensten Standpunkten beleuchteten. Im Vordergrund standen einerseits wirtschaftliche und sozialpolitische Fragen, andererseits Betrachtungen über die menschlichen Beziehungen im privaten und beruflichen Leben.

In seinen einleitenden Worten legte der Präsident die heutige Situation des Verbandes dar. Wenn auch die Wohlfahrtsbetriebe, die der Volksdienst führt, von der beginnenden Krise in der Industrie nur wenig zu spüren bekommen haben, so werden vielleicht doch die Auftraggeber des Verbandes in absehbarer Zeit gezwungen sein, ihre Sozialaufgaben einzufrieren; darum muß der Volksdienst seine Betriebsführung immer wieder streng überprüfen. Er führt heute etwa 170 Betriebe, die meistens im Auftragsverhältnis, nur die Sozialaufgaben auf eigene Rechnung. Seine drei Richtpunkte sind: Wohlfahrt, Gemeinnützigkeit im Rechnungswesen und politische und sozialökonomische Neutralität. Der Verband hat einen Jahresumsatz von mehr als 12 Millionen Franken und beschäftigt etwa 1500 Arbeitskräfte. Er dürfte also wohl der grösste „Geldwirt“ der Schweiz sein. Er möchte aber nicht nur für das leibliche Wohl seiner Gäste und seiner Mitarbeiter sorgen; sondern er möchte auch eine erzieherische Aufgabe erfüllen und

immer jenes Tröpflein Öl bereit halten, das jedes Wert geschmeidig macht. Dr. Kull gedachte auch der hochberechneten Gräber der Wertes, Frau Dr. Elise Züblin-Spiller, die ja allen ihren Mitarbeitern immer noch so lebendig zur Seite steht, wie man es selten mit einem Menschen erlebt.

Für die Darlegung aktueller Probleme der schweizerischen Landwirtschaft hatte man Herrn Nationalrat Rud. Reichling (Zürich) gewonnen. Durch Abwanderung der Arbeitskräfte in die Industrie und durch die rege Bautätigkeit verschwinden jährlich etwa 100 bäuerliche Betriebe und 2000 Hektaren Kulturland. Die der Landwirtschaft zugewiesenen Arbeitskräfte sind größtenteils nicht vollwertig; es kann mit ihnen nur eine extensive Bewirtschaftung durchgeführt werden. So ist die Ackerfläche, nach Hinfall der Anbaupflicht, von 365 000 Hektaren auf 265 000 Hektaren zurückgegangen. Die Erhaltung einer leistungsfähigen Landwirtschaft und eines gesunden Bauernstandes ist nicht nur volkswirtschaftlich, sondern auch politisch wichtig. Die moralische Kraft des Bodens spielt in der Abwehr gegen den Kommunismus eine große Rolle. Durch den Rückgang in der industriellen Konjunktur werden nun freilich wieder Arbeitskräfte in die Landwirtschaft zurückgeführt; doch sind es nicht immer die besten Kräfte, und eine Umstellung vom extensiven zum intensiven Betrieb ist ja auch nicht so einfach. Ein Weizenbau ist zudem unserer Exportindustrie unerwünscht, denn sie hat ein Interesse an einer möglichst großen Einfuhr. Heute besteht aber ein Drittel dieser Einfuhr aus Konsumprodukten, unserer Landwirtschaft. Unser Export, der 32 Prozent unserer gesamten Produktion ausmacht, ist tollpöhl freisenempfindlich, besonders da er auch viele Zusatzprodukte umfaßt. Die Landwirtschaft ist deshalb zu starker Rücksichtnahme auf die Wünsche der Exportindustrie gezwungen. Wenn also unsere Landwirtschaft, die mit den großen Agrarländern nicht konkurrieren kann, vom Staat einen gewissen Schutz verlangt, so steht sie damit nicht allein; auch Gewerbe und Industrie genießen solchen Schutz. Die landwirtschaftliche Gefährdung soll die Erhaltung der lebensfähigen Betriebe ermöglichen und soll den Bauern und den bäuerlichen Angestellten ein einigermaßen befriedigendes Auskommen sichern. Zum Glück ist ja bei uns die

Freude an der Landwirtschaft doch noch nicht ausgestorben, und der Drang zur Weiterbildung an landwirtschaftlichen Schulen ist groß, so daß gewisse Schutzmaßnahmen wohl gerechtfertigt sind.

Prof. Dr. Hans Mörtel (Winterthur), der im Begriff steht, aus der Praxis in die akademische Laufbahn überzutreten, erzählte sehr interessant aus den 25 Jahren seiner Mitarbeit in der Industrie. Bei Gebirge Sulzer in Winterthur, als Spezialist für die Herstellung von Eisenblechen, hat er Erfahrungen verschiedenster Art gesammelt. Er betonte besonders, wie wichtig es sei, jeden Arbeiter am richtigen Ort einzusetzen und eine Atmosphäre zu schaffen, in der jeder einzelne, auch wenn seine Teilleistung noch so klein ist, sich dem gemeinsamen Werk verbunden fühlt.

Ueber soziale Maßnahmen zum Schutze der Arbeiterchaft referierte Nationalrat R. Geisbühler (Bern-Lausanne), der Leiter der Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus. Er schilderte die Entwicklung der Fabrikarbeit und der Schutzgesetze. Die Zeit der Kinderarbeit in den Fabriken, des 16stündigen Arbeitstages, der Tagelöhne von höchstens 4 Fr., der großen Kinder- und Tuberkulosesterblichkeit ist längst überwunden. Eine moderne Gesetzgebung, Normal- und Gesamtarbeitsverträge, Einigungsämter und Gewerbegerichte, Unfallversicherung und spezielle Schutzmaßnahmen für die Frauen wachen über das Los des Arbeiters. Immer häufiger wird ihm auch ein Mitspracherecht im Betrieb eingeräumt. Doch sind noch manche Wünsche offen. Mit besonderem Nachdruck wies der Redner darauf hin, wie wichtig die Ausbildung der Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen sei. „Von der Tüchtigkeit der Frau hängt die Effizienz der Nation ab.“ Die geordnete Familie bietet den besten Schutz gegen die materielle und seelische Ausbeutung durch die Vergnügungsindustrie und gegen den Alkohol, dem unser Volk jährlich 820 Millionen opfert.

Dr. John Brunner (Zürich) gab in seinem Referat über „Die Förderung der Handelsbeziehungen mit dem Ausland“ einen interessanten Einblick in die Tätigkeit der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung, als deren I. Sekretär er amtiert. Wir greifen nur einiges heraus. Etwa 25—30 Prozent der schweizerischen Berufsleistungen hängen von der Exportindustrie ab, die jährlich für 3,3 Milliarden Franken exportiert. Die Schweiz hat mit 48 Staaten Handels- und Niederlassungsverträge abgeschlossen. Über die goldene Zeit des freien Handels- und Zahlungsverkehrs ist vorbei. Der Export ist durch Zahlungs- und Clearingabkommen sehr erschwert und vom Import abhängig gemacht. Eine wertvolle Unterstützung ist die staatliche Risikoprämie, die dem Staat bis jetzt keine großen Verluste gebracht hat. Die Zentrale für Handelsförderung steht in Verbindung mit den Handelskammern und Konsulaten und mit den schweizerischen Handelsmissionen im Ausland. Sie führt auch ein Branchenregister der schweizerischen Produktion, das etwa 30 000 Artikel enthält. Ihre Aufgabe ist es auch, für eine würdige Vertretung der Schweiz an Messen und Ausstellungen im Ausland zu sorgen. Eine neuartige Aufgabe steht

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Von Helene Böslau.

In einer Pause, die sie im Spiel machten, sagte der Maler: „Bei euch, wenn man von der Chaussee abbiegt — wissen Sie, Förster, gerade wo der Elternburger Forst den Wald macht, da stehen drei ungeheure traurige Bäume. — Tennen Sie die?“

Schlimpfperlein lachte, der kam das komisch vor. „Ja, ja mag sein“, meinte der Förster, „Bäume haben oft so etwas — so etwas —.“ Der Förster kam nicht weiter und schaute na den Wald vor sich hin.

„Niesig traurig“, wiederholte der Maler. „Ich weiß nicht, ich bin doch sonst so weit halerer!“ in der Beziehung, aber mit sich selbst immer lieber auf den Wald, ordentlich naß, wenn ich an den Bäumen vorbeikomme. Sie sehen da, als wenn sie über etwas Entsetzliches nachgedacht.“

Schlimpfperlein hatte ihre Arbeit finken lassen, und auf ihr süßes Gesicht trat ein ganz weiches, verzägliches Lächeln und sie sagte: „Ja, und da hängt an jedem von den traurigen Bäumen ein Schnupftuch herab, Herr Strobel, zum Tränen ab.“

„Sehr gut“, meinte Heinrich Strobel und lachte. Ludwigebel aber blinzelte ärgerlich auf ihre Schwester. Sie kannte die drei traurigen Bäume auch und erinnerte sich, wie damals bei der Schlacht von Jena, als

der Panzerbunker herüberdröhnte, der Vater unter den Bäumen gestanden hatte und sie wollte nicht, daß jemand ihren guten Freund lächerlich fand. Er war es ihr ganz und gar nicht. — Sie liebte ihn mit einem Gefühl der Hochachtung. Es war so eine ernste Liebe — so eine Liebe wie zwischen Ehegatten, denn Ludwigebel war nicht spielerisch, sie war ein pflichtgetreues ruhiges Mädchen mit einem Herzen wie Gold, und Heinrich Strobel war ein Niedermann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte sich bitterlich über diesen Leben schlagen müssen.

Sein Vater war ein kleiner Beamter in Kapellen, dort bei Weimar gemeldet und hatte seinen Sohn während der Lehrzeit nichts mehr als zwei bis drei Rorb Kartoffeln jährlich in die Stadt kommen lassen können und was über die Kartoffeln hinaus, das hatte er sich dazu verdienen müssen. Und wie weit es mit Kartoffeln reichte, das läßt sich nachrechnen, wenn man bedenkt, daß der Rorb zu damaliger Zeit vierzig bis fünfzig Pfennig im Preise stand. Aber er war über die böse lange Zeit mit Hängen und Bangen und durch die Hilfe gütiger Leute und durch Glück und Glückseligkeit für alle möglichen Dinge gekommen, durch Nachschüssen und Wilderlösen im Landes- und Industrieamt bis zum Verlust und durch Handlangendienste aller Art, und war ein reicherlicher Portratmaler und Kupferstecher geworden, der seinen eigentlichen Wohnsitz in Leipzig hatte, aber nach Weimar, Jena und Eisenach seine Portratmalerei machte. Es hatte sich da bei jedesmaliger Wiederkehr etwas für ihn zusammengelesen. Diesmal hatte er sich für längere Zeit in Weimar niederge-

lassen, weil es auch in Rudolfsstadt und Schwarzburg und Umgebung manderlei zu tun gab und besonders durch Versuch hatte er einen großen Auftrag bekommen. Ludwigebel hatte also allen Grund, ihren guten Freund hochzuachten. — Sie war stolz auf ihn, und das ärgerte Schlimpfperlein. Sie gönnte der Schwester den Heinrich Strobel. Er war nicht der Mann, den sie sich gewünscht hätte. Er war ihr langweilig. Aber weil sie im Winter so gar nichts hatte, was sie freute, ärgerte sie sich über die beiden, die miteinander sich liebten, als gäbe es nichts Besseres und Schöneres und Fortschrittlicheres als Ludwigebel und Heinrich Strobel und darüber war Schlimpfperlein vollständig anderer Meinung, sehr ungerade Weise, denn es ist ja bewiesen, ob sie ein besseres und vernünftigeres Mädchen wie ihre ältere Schwester und einen größeren Niedermann wie ihren fünfzigjährigen Schwager jemals gesehen hatte.

Aber was fragte so ein schönes Ding wie Schlimpfperlein danach, wenn es Langeweile hat.

Wenn Heinrich Strobel aber von den Weimarischen unten erzählte, da zeigte Schlimpfperlein die Ohren. Herr Gott, was hätte sie darum gegeben, unten in Weimar bei der Tante sein zu dürfen, die sie so gern bei sich gehabt hätte.

Es war in Weimar immerhin noch etwas los; wenn es auch nicht mehr so jugend, wie ums Jahr 1777 etwa, von welcher Zeit die Försterin zu erzählen mußte, so war doch auch um 1808 noch für ein junges lebenslustiges Mädelchen manderlei zu hören und zu sehen. Da war gerade die Zeit der Redouten im Stadthaus und Komödie aller nasenlang und Schlimp-

tenfahrten und abends auch in den Bürgerhäusern Tees und Gesellschaftsspiele.

Und das schöne Gesicht, das seine Schönheit in der Einfachheit und Langeweile wie eine lange Zeit umhertrug, litt und quälte sich. Sie waren alle verlost im Haus, nur sie nicht. Ludwigebel und Heinrich Strobel und die ganze Zufriedenheit in den vier Wänden erregten das heißblütige Ding. Es war die große Herzensinflammung, in der sie lebte, von der die Zufriedenheit und Befriedigung nichts wußten und die sie nicht verstehen — und verlassen — nicht beachten.

Um diese Zeit gerade war es dem alten blonden Riesen, dem Förster, wohl in seiner Haut und in seinem Haus.

Der umgahene Hof, der hohe Schnee und der weisse Schneehimmel, der Flockenfall, die Einfachheit und Weltabgelegenheit befähigten die heftigen Gefühle und machten dem Befagen und der Zufriedenheit Platz.

Es war ihm so wohl unter seinen Leuten und mit einer großen Zärtlichkeit hing er an seinem jüngsten Kinde, dem Schlimpfperlein, dem einzigen, das noch sein eigen war. Wenn sie etwas mürrisch und gelangweilt durch das Zimmer ging, zog er sie zu sich heran und hielt sie ein wenig an sich gedrückt.

Wie er ihr nachsah, wenn er sie wieder frei ließ! Sie war sein Stolz, sein Glück, das lag so deutlich in seinen offenen Zügen ausgeprägt, — und sie, das fühlte Schlimpfperlein, fand diese Zärtlichkeit mindestens sehr unnötig, es kam ihr komisch vor und war ihr peinlich.

Sie verstand ihn nicht.

bevor für die erste internationale Mustermesse in den Vereinigten Staaten, an der die Schweiz nicht als selbständiges Land, sondern als Bestandteil Europas figurieren muß. Durch Plakate, Bücher, Exportzeitungen und Filme macht die Zentrale auch

Kulturpropaganda. Doch will sie mit allen ihren Maßnahmen nur Wegbereiter sein für die persönliche Initiative. Das neue Abkommen, das kürzlich mit Deutschland abgeschlossen wurde, ist ein erster Schritt zur Rückkehr zum freien Handel.

machtvollen Wollen Gottes in Christus Raum gibt, ist auch an und für sich eine sinnvolle Zeugung der geistigen Lage der Menschheit in der Gegenwart.

In einem zweiten, viel kürzeren Teil befaßt sich der Verfasser mit dem Umschlag des lebenden, triumphierenden zum lebenden und sterbenden Christus. Das geschieht wieder von höchster Warte aus. Es ist wirklich eine schlichte und doch großartige Zeugung eines entscheidenden Weltgeschehens. Es mußte zum Kampf kommen. Denn Israel, ja die Welt, auch die fromme, religiöse Welt, wollte nicht hören, umkehren, gehorchen. „Ihr habt nicht gewollt.“ Das Verhängnis muß sich erfüllen — nicht als Jatum, sondern als Sinn der Geschichte, zum Heil und zur Rettung der Menschheit und der Welt.

Zu dritten Teil wird in meisterhafter Beschränkung Niederlage und Sieg, Karfreitag und Ostern als Angelpunkt der Weltgeschichte geschildert. Auch hier steht Ragaz über aller verengenden und starren Dogmatik. Es geht wirklich um Tod und Leben, um Niederlage und Sieg, wie sie sich sonst nirgends in der Welt ereignet haben. Wieder stammen wir über die furchtbar glaubensstarke Bewertung des Nierengriffes, das aller menschlichen und wissenschaftlichen Kritik zum Trotz voll und ganz stehen gelassen wird. Die wirkliche Auferstehung Jesu ist die notwendige und vollendete Offenbarung des Reiches Gottes.

Wegen recht viele andächtige Leser durch die Deutung von Ragaz ein neues und lebendiges Verhältnis zu Jesus Christus gewinnen und dadurch Freude und Zurecht für ihr Leben erlangen!

St. Martig, Pfarrer

Nachmal's Eingabe in Stockholm

Am Rahmen dieses Turnfestes wurde zum erstenmal eine Massen demonstration der Hausfrauenvereine vorgeführt. 1942 begann eine Gruppe mit 17 Teilnehmerinnen im Sinne der Herrin Kings, des schwedischen Turnpioniers 1776 bis 1839, zu arbeiten. Heute bestehen allein in Stockholm 108 Frauengruppen mit etwa 3000 Mitglieder, in ganz Schweden etwa zehnmal mehr. Die Übungen sind besonders für die Hausfrauen ausgewählt. Da diese viele Arbeiten in gebieter Stellung verrichten müssen, haben sie Streckübungen nötig, als Ausgymnastik, um vielen Stößen und Beinübungen vorzubeugen. Aus allen sozialen Schichten, von der 20. bis zur 70. Jährigen, krämen nun die Hausfrauen jede Woche in ihre Turnstunden, und wenn man ihre frohen Gesichter gesehen hat so weiß man, daß hier nicht nur für den Körper, sondern auch für das Gemüt gesorgt wird.

Es war für uns Schweizerinnen erstaunlich, daß sich 5000 Schwedinnen bereit erklärten, das Hausfrauenfest öffentlich vorzuführen. Wieviel Ueberraschung wurde durch das bei uns Brauch! Aber nicht genug mit der Vorführung, die Frauengruppen müssen sich schon drei Tage vorher in Stockholm einfinden, um Einmarsch und Aufstellung, sowie die Übungen zur Musik miteinander zu üben. Die Stadt mußte zu diesem Zweck ein neues riesiges Stadion erstellen, da das 1912 für die Olympischen Spiele erbaute zu klein war. Ueberall in der Stadt warben Plakate um den Besuch dieser Veranstaltung und zeigten, daß diese einen sehr wichtigen Platz im Reigen der Stadtveranstaltungen einnahm. Sie wurde auch noch zum einen Tag verschoben, da schlimmes Regenwetter eingetreten war. Glücklicherweise schloß der Himmel seine Schleißen während der Dauer der Vorführung.

Unter Leitung der Turnlehrerin Elly Väststrand marschierten unabsehbare Kolonnen von Frauen in weißer Blau und blauer Turnhose über den grünen Rasen und stellten sich in starrer Haltung und bildlich ausgerichtet auf. Die Übungen boten in der genauen Ausführung ein sehr schönes Bild, viele dazu verwendeten wir auch in unsern Schweizerischen Frauengymnastik, waren empfinden wir als zu leicht oder zu ruckhaft. Besonders eindrucksvoll waren die Bodenübungen, nicht nur wegen des aufgeworfenen und auf die weichen Knieen abfallenden Bodens, sondern wegen des besten Ueberrits. Unvergesslich wird mir bleiben, wie die 10 000 Weiber lustig jappelten beim „Befahren in Rückenlage“. Vollständig ähnliche Stützübungen befolgten die Vorführung, und dann vollzog sich der halbblühende Abmarsch unter begeisterten Beifall der vielen Tausend Zuschauer. Wenn auch nicht alle Vorübungen mehr schäfer wie die Stützen in Schweden waren, waren sie doch bei uns doch Auge und Herz mit ihrem frohen, freien Gang, ihrer Disziplin und ihrem strahlenden Ausdruck trotz Bodennässe und -anhaftigkeit. D. J.

Politisches und Anderes

Die Abwertung des englischen Pfundes

Ist über Nacht zur Tatsache geworden. Seit dem 1. September 1949 gilt es statt 4,93 Dollar nur noch 2,8 Dollar, also etwa zwei Drittel seines früheren Wertes. Diese für die internationale Wirtschaft einschneidende Neuerung hat sofort die Abwertung der Währung in den Ländern des sog. Sterlingblokes zur Folge gehabt. Südafrika, Australien, Neuseeland haben sich angepaßt; auch in Indien, Israel, Ägypten, Iran, Dänemark, Norwegen wurde die Landeswährung dem neuen Sterlingkurs angepaßt. Der schweizerische Bundesrat hat in einem Communiqué bekannt gegeben, daß die bisherige Goldparität des Schweizerfrankens auch weiterhin bestehen bleibe. Wie sich die weltwirtschaftlichen Folgen der Pfundabwertung im Export und eventuell auch im Fremdenverkehr auswirken werden, wird die nahe Zukunft zeigen.

Zum ersten Präsidenten

Der neuen Bundesregierung Westdeutschlands wurde Prof. Dr. Theodor Heuss, ein führender Wissenschaftler und demokratischer Politiker, gewählt. Prof. Heuss wurde bis 1933 in Berlin, er war auch Reichstagsmitglied, bislangierte sich aber vom politischen Leben, als 1933 Hitler an die Macht kam.

Weitere Rüstungskredite

Der amerikanische Senat hat einen Kredit von 1300 000 000 Dollars für amerikanische Rüstungshilfe an Europa bewilligt.

Die Palästina-Konferenz

An der seit Monaten israelitische und arabische Delegierte in Lausanne tagten, ist zu Ende gegangen, nachdem sie ein letztes mal mit der Vertagungsgestaltung der UNO zusammengekommen. Diese Kommission wird die nachstehenden rechtlichen Fragen betreffend die arabischen, jüdischen und ethnischen Grenzveränderungen in dem Rest weiter bearbeiten. Sie ernennt ein Sekretariat in Jerusalem, welches den beiden Parteien weiterhin als Vermittlungsgesellschaft dienen wird.

Ein Jugendhaus

großen Stilles soll in Zürich, im Zentrum der Stadt, entstehen. Nachdem längere Zeit gute Erfahrungen mit den Tanzen und altholothreiter Vertreibung für die Jugendlichen, in Zusammenarbeit der Reinigung, Ferien und Freizeit mit dem Zürcher Frauenverein für altholothreiter Vertreibung gesammelt worden sind, hat unter der Initiative von Frau Marie Hirtzel in Zürich die Gründungsgesellschaft für ein Antikultortheater zur Erstellung eines Jugendhauses tagungsbereit. Am 1. April 1949 wurde das Haus, das Werkstätten, Klub- und Ausstaus, einen Turnsal, ein kleines Kino, ein Restaurant und sogar einen Kindergarten (für die Kinder Ausgänger maderer Mütter) enthalten soll. Nicht weniger als 2 1/2 Millionen sind budgetiert. Ein Vertreter des Stadtrates hat seine Sympathie für das Projekt ausgedrückt. Das neue Komitee mit Frau Hirtzel an der Spitze wird sich nun energisch des Hauses annehmen. Man erinnert sich an das viel kleinere Jugendhaus, das vor zehn Jahren an der Randi dieser Idee schon gegründet wurde und wünscht einem solchen Zentrum gesunder Jugendbetreuung allen Erfolg.

Keine Stenardessen mehr?

Sie bewahren sich sehr gut, die schmutzen Stenardessen. Nur zu gut... denn haben soll kein bristisches Aufstehen... beschaffen worden sein, hat Stenardessen fünfzig männliche Betreuer der Fahrgäste anzustellen, weil... die Stenardessen zu viel und zu schnell heiraten. 25 Prozent von ihnen sollen, zumal von den südamerikanischen Fluglinien weg, in den letzten Monaten gezeigert haben. Da aber die Ausbildung und die Ausstattung dieser jungen Frauen den Arbeitgeber ein hübsches Geld kosten, sei ein solches altes kurzes Reiten der unentgelteten Kapitalisten nicht tragbar. Wäre dem nicht anders abzuwehren, zum Beispiel durch ein Verbot der Auszubildenden zu einer minimalen Dauer der Dienstleistung? Oder müsste man am Ende darauf sehen, daß bei der Auswahl der Anwärterinnen eine gewisse alts große Fähigkeit als ungeeignet verpönt werde?

Was es alles gibt!

In Borsdorf wurde ein Kongreß der Leipzig-Verenigung „Freunde des Weines“ abgehalten, an dem beraten wurde, wie der Weinmarkt zu

„Jesus“

Die Bibel — Eine Deutung von Leonhard Ragaz, Band 5

Auf Ostern dieses Jahres ist der fünfte Band dieses einzigartigen Bibelwerkes aus dem Nachlaß des großen Denkers und Kämpfers Leonhard Ragaz erschienen. Wer die vorhergehenden Bände, welche das Alte Testament in einer großen Sicht deuten, gelesen hat, wird mit großer Spannung sich der Lektüre dieses fünften Bandes, der sich nun dem Neuen Testament zuwendet, hingeben. Hier erstehen wir ohne Zweifel den Höhepunkt dieser packenden und umfassenden Bibel-Deutung. Es ist wohl noch nie ein Buch geschrieben worden, das die Bedeutung, Wesen und Kraft Jesu Christi in solch wahrhaft tiefen und zugleich hohen Weise darzustellen vermochte. Hier steht Höhenluft im besten Sinne des Wortes. Gerade weil Ragaz die Gestalt Christi nicht analysiert und mit wissenschaftlicher Kritik erschört, gerade weil er nicht ein „Leben Jesu“ schreiben will, sondern ihm in der Wirklichkeit des Geistes begegnet und von ihm Zeugnis ablegt, werden wir durch seine Deutung im Tiefsten gepackt. So viele „Leben Jesu“ geschrieben wurden und so sehr die „Leben Jesu-Forschung“ ihre Bedeutung hat, sie reichen in keiner Weise an das heran, was uns Leonhard Ragaz als reifste Frucht seiner Lebensarbeit in diesem Band über den Herrn unseres Glaubens, Jesus Christus, zu sagen hat.

Wie wir schon in der Deutung des Alten Testaments gesehen haben, geht es Ragaz vor allem darum, die großen Visionen und Zusammenhänge aufzuzeigen. So wird nun natürlich auch Jesus Christus in den Zusammenhängen der ganzen Schöpfungsgeschichte und Menschheitsgeschichte hineingestellt. „Die Welt ist da und die Weltwende. Darin ist beschlossen, die Krise und Wende Israels, seine Erfüllung und Auflösung.“ Dies wird Ereignis, Geschichte, Wirklichkeit in und durch Jesus Christus. Er führt die Linie der Propheten weiter und zugleich weit über sie hinaus. Er ist der größte der Propheten und doch etwas völlig Neues. „Jesus ist die neue Schöpfung. Er ist nicht aus einer Entwicklung ableitbar. Er geht aus Israel hervor und schließt die Kette der Propheten ab und ist doch eine völlig neue Gestalt.“ Vor allem gilt es aber zu beachten, daß dieses Neue von Gott her in die Welt hereinbricht wie ein völliges Wunder. Ein Geheimnis umhüllt die Gestalt Jesu. Es gehört zu der Größe der Deutung dieses Ragaz, daß er dieses Geheimnis voll stehen läßt und nicht mit menschlicher und logenorientierter wissenschaftlicher Annahme zu enthüllen und damit zu zerstören sucht. Mit welcher Ehrfurcht und tiefer Erkenntnis vor dem Göttlichen verankert sich der wahrhaft wissende und gelehrte Verfasser in herrliche Offenbarung der Welt und des Reiches Gottes!

Wie die Propheten so hat auch Jesus einen Auftrag zu erfüllen. Die Erkenntnis, die ihm geschenkt wird, wird aktuell. „Jesus ist in die Krisis Israels hineingestellt, die auch die Krisis der Welt ist. Für sie erhält er sein Wort — Gottes Wort. Dieses Wort aber heißt: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist genähert; darum kehret um und glaubet der frohen Kunde.“ Das Reich Gottes, das schon der Sinn des ganzen Alten Bundes war, ist nun auch der tiefste Sinn im Neuen Bund und da vor allem im Leben und Wirken Jesu Christi. Das Reich des Vaters, das auch das Reich des Sohnes

ist, das in Gegenstand steht zu allen Weltreichen und da wieder besonders zum Reiche der Menschen, immer wieder hervordringende Anliegen des Herrn. Durch Tausende und Verhundert wird Jesus der Träger des Reiches. In ihm ist Gottes Reich volle Wirklichkeit.

Wie Ragaz nun aus der unerschöpflichen Fülle der biblischen Berichte das Offenbarwerden des Reiches Gottes in der Person des Mannes immer wieder neu manifestiert, ist schlichter einzigartig. Hier wird das Bild des Heilandes aller Zeitlichkeit und engen Weltlichkeit einkleidet und Jesus als der kämpfende und machtvolle Retter wird in wenigen, aber deutlichen Strichen gezeichnet. Jesus wird wieder aus einer Gestalt der bloßen Religion geborn, was er seinem Wesen nach allein sein kann: Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. „Er bringt nicht Religion, sondern Reich Gottes.“ Ragaz wird nicht müde, diese Wahrheit in immer neuen Worten dem Leser deutlich zu machen. Der Heiland, der Jesus ist, heilt Krankheit wie Armut, geistige wie leibliche Not, inneres wie äußeres Leid. Aber dies nicht nur — freilich das auch — dem einzelnen Menschen gegenüber, wie es in einem engen und persönlichen Sinn oft mißverstanden wurde, sondern auch gegenüber dem Volk, der Menschheit, der Welt. Jesus ist der Heiland der Welt. Es geht nicht nur um die Erlösung der einzelnen Menschen; es geht um die Rettung der Welt, der ganzen Schöpfung. Jesus ist dabei kein Schwärmer oder Visionär. Ihm haftet ein radikaler Realismus an. Die Realität der Not des Volkes und damit der ganzen Welt ruft ihn auf den Plan. Die Realität der Sünde Gottes treibt ihn in die Not der Menschen hinein. Hier wirkt er nun als einer der Vollmacht hat. Dieses Wirken ist mit keinem anderen Wirken zu vergleichen. Es ist Offenbarung Gottes voller Geheimnis. Es hat eine soziale wie eine politische Seite, aber immer in einer neuen und anderen Weise als alle Politik und Wirtschaftsdiktate der Welt. Auch hier zeigt sich die revolutionäre Art der Bibel. In Jesus wird die Revolution der Welt und des Menschen zu vollendeten Tatkraft. Doch dies durch die Jahrhunderte hindurch von der christlichen Kirche mißachtet wurde, ist ein Grund ihrer Verweltlichung und Chamaiz.

Ganz wunderbar ist auch wie Ragaz die biblischen Berichte, auch da wo sie uns unverständlich sind, einfach stehen läßt. Trotzdem Ragaz über Vergottung und Vergötzung der Bibel ein kläres Nein entgegenstellt und eindringlich warnt, den Buchstaben wichtiger zu nehmen als den Geist, hat er doch eine tiefe Sehne vor dem Zeugnis der biblischen Schriften, die ihm auch jahrzehntelange bibelwissenschaftliche Arbeit nicht zu rauben vermochte.

Das zeigt sich besonders auch in der Stellung zur sogenannten Wunderfrage. Was das Reich Gottes Wirklichkeit ist, da gibt es gar keine Wunderfrage mehr. Es ist selbstverständlich, daß der Anspruch des Reiches Gottes das Weltreich ausjagen aus den Augen hebt. „Das Wunder ist ein Zeichen. Es ist ein Zeichen, daß der lebendige Gott walidet, ein Zeichen, das seinen Sinn und Wert als Beweis gegen den Scheinmechanismus und die Scheingenügeligkeit des gewöhnlichen Weltverlaufs hat. Das Wunder ist ein Zeichen des Hervortretens des Reiches Gottes in Erscheinungen seines Sinnes und seiner Kraft, die über das Wesen und die Möglichkeiten der bloßen natürlichen und gegebenen Welt hinausgehen.“ „Das Wunder ist eine Heiligung dessen, was sein wird, wenn das Reich Gottes fortgeschritten.“ „Das Wunder ist die Vollmacht Gottes, die Jesus verliehen ist.“ „Das Wunder löst von ihm und vom Reich aus, wie Lust und Licht strömen.“ Wie hier ein großer Gelehrter, der tief hineingeschaut hat in die wissenschaftliche Weltkenntnis, in einem kindlichen Glauben dem

ten — was haben sie denn, die armen Narren?“ dachte er bei sich.

„Für Schlimpimperlein müßte mit schon einer vom Himmel fallen.“ Dem ersten beiden wollte er sie nicht geben.

So haben sie einmal alle miteinander und Schlimpimperlein neben ihrem Vater.

Der war den ganzen Abend auffallend still gewesen. Aufschneider hatte schon gemeint, daß der Bod im Anzuge sei, aber da legte der Förster den Arm um Schlimpimperleins Nacken und zog sie zu sich heran und hüfte sich zu ihr nieder und begann langsam und schwerfällig und bog sich immer tiefer zu Schlimpimperleins Ohr. Er sprach nur für sie allein: „Da war einmal ein Vater“, sagte er — „dem ging es auf Erden sehr wohl. Er hatte ein schönes Haus, ein gutes Weib und drei Kinder, das waren lauter Mädchen. Er hatte sie alle drei sehr lieb, die älteste hieß Schmitz, die mittlere Lubischadel und die jüngste war die Schlimpimperlein.“

Jetzt sah sie alle auf, denn der Vater erzählte etwas von ihnen selbst, aus dem eigenen Hause; aber weil er so ganz kleinen großen blonden Kopf zu Schlimpimperlein hingehoben hatte, als wollte er es sie bloß hören lassen, da arbeiteten alle unverschlafen und lachen, als ging es sie nichts an. Heinrich Schmitz schielte für Lubischadels Waise die Namenszüge auf. Es lag ein ganzer Berg gesandete Wälder und ungeheuerliche vor ihnen, und er war dahinter fast verliert.

„Als die drei, Schmitz, Lubischadel und Schlimpimperlein klein waren“, sagte der Förster

„Ja wohl“, sagte Heinrich Strobel trocken. „Meine erste Liebe war auch so. Verlierte Ragen!“

„Aber sie ist doch deine Schwägerin“, sagte Lubischadel ruhig.

„Ach was — Schwägerin, die ischert sich den Teufel darum — Schwägerin!“ Heinrich Strobel sagte.

„Ach, gar, du sollst sie eben gern haben — so ein Kind wie sie ist, wir haben uns alle miteinander gern im Haus.“

„In der Familie muß man einen wie den anderen lieben, Heinrich, sonst ist der ganze Frieden nicht mehr im Haus.“

„Gibst du es bei uns nicht mehr hübsch?“

Das alles frag und sagte Lubischadel durcheinander.

Und er schloß sie in die Arme und küßte sie. „Du bist mein Weibchen und mein Kamerad, dabei bist“, sagte er. „Wir ist so wohl!“

Es war der ganze Frieden oben im Mädchen, wie Lubischadel gelang hatte, so wie Frieden auf Erden aussieht. Die Mutter und Lubischadel und der Vater, die waren wirklich friedlich. Im dem treuen unbegleiteten Herzen des Försters aber lag jetzt ein Warm. Es graute ihm vor der Vereinigung, wenn die Töchter einmal alle aus dem Hause sein würden. Da konnte er sich in Ruhe nicht hineinfinden.

Die verheiratete Tochter war ihm wie gestorben und die Lubischadel stand nur mit einem Schritt mehr im Haus — und nur Schlimpimperlein sollte ihm noch ganz, war noch ganz sein Kind. Die wollte er nicht hergeben.

„Mein Gott, was haben die Mädchen vom Hei-

leise, Da stritten sie miteinander und Schlimpimperlein sagte: „Du hättest den Vater geheiratet, wenn er die Mutter nicht genommen hätte.“ „nein“, sagte Lubischadel, „nein, ich hätte ihn geheiratet.“ Darüber stritten sie alle drei miteinander. Schlimpimperlein aber meinte, sie hätte es zuerst gesagt.

Der Vater nahm sie, eins nach dem andern auf seine Knie, schauelte sie und hatte keine Freude an ihnen und war stolz auf sie.

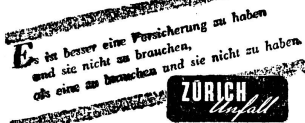
„Als sie aber groß wurden, da dachten sie nicht mehr daran, den Vater zu heiraten — sondern ein reicher vornehmer Mann kam und holte die Schmitz anel zum Weib — und sie verließ das Vaterhaus und ging ihrem Glück nach.“

„Sie hatte ihn lieb und er hatte sie lieb und sie besaßen Kinder, aber ein Krieg brach herein und die Armut kam und der Meister Tod und Schmitz war traurig und betriibt — kein Mensch kann solchem Leid entgegen.“

„Aber auch Lubischadel folgte einem Mann, einem reichen Fürsten, und auch sie ging ihrem Glück nach und war glücklich; aber kein Glück befiel auf Erden. Der Mann wurde ihrer überdrüssig und verließ sie und nahm eine andere und ließ sie mütterleichen in Kummer und Schmerz.“

„Kein Mensch kann solchem Leid entgegen, wenn es über ihn hereinbricht.“

„Und als sie ihren Schwestern sah, wie das Schicksal mit den Menschen umspringt und wie auf Erden kein Glück ist, denn man vertrauen kann, da sagte sie unter heißen Tränen: „Da ist ja mir das allerbeste Teil geworden.“ — Und sie blieben bei



„Lassen Sie mich, Vater — lassen Sie mich!“ sagte sie halb schmelzend, halb verlegen, wenn er sie in den Zimmer aufruf und sie festhielt, und sie machte sich los und sträubte sich.

Sie war ängstlich darüber. Lubischadel aber tat der Vater dann leid, sie mußte selbst nicht wehhaben.

Er kam ihr wie gekränkt und zurückgefallen vor und sie hatte einen Verräter über ihre Schwester, — weshalb tat sie das dem guten Mann an? Lubischadel sprach darüber mit ihrem Verlobten, als sie miteinander bei Sonnenuntergang zur Wildrunder gingen, um die Ruhe kommen zu sehen. Da schlang er den Arm um sein Mädchen und sagte: „Lubischadel“, er nannte die Schwester bei ihrem Taufnamen, nie anders, — die ist ein reines Weibchen.“

„Du, wie denn“, frag Lubischadel — „ich bin doch ein Weibchen.“

„Freilich, aber ein gutes dazu, ein ganzer Mensch, ein guter Kamerad und mein lieber Freund.“

„Die Weibchen, die nur Weibchen sind“, sagte Heinrich Strobel und mußte sich nicht recht auszubringen — „die — die — vor denen grauen’s mich. Schöne Ragen und so hegenhaft wie Ragen — jeelenlos. Wenn man nicht in sie verliebt ist, ist man so einsam mit ihnen wie mit einer Kugel.“

„Wie weißt du denn das?“ frag Lubischadel — „und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Lubischadel kennst du ja kaum. Sie kann auch anders sein. Sie kann mandig gut sein, so mit einemmal, man weiß nicht wie, da fängt sie an zu weinen und es tun ihr längst vergangene Dinge leid.“

heigern wäre. Mein sei dem Menschen nicht nur zu-
trüglich, sondern lebensnotwendig. Ein Geistesar-
beiter müsse täglich einen halben Liter Wein, ein Schwer-
arbeiter bis zu anderthalb Liter täglich trinken,
Frauen einen Drittel weniger. Wir erinnern uns,
dass von dieser Berechnung schon vor Jahren eine
blühende Weinpropaganda auch in der Schweiz

inheniert wurde. Jetzt haben wir es mit der Anprei-
lung des eigenen gepanzenen und ungepanzten Weines
sogar zu genügender Selbständigkeit gebracht! —
Die Traubenreife steht bevor und wir hoffen, dass
trotzdem viele und schöne Trauben aus schweizerischen
Rebbergen zum Rohessen auf den Märkten sichtbar
sein werden.
E. B.

„Das kulturelle Erbe Indiens“

Die indische Geisteswelt in Bern veranstaltete am
12. September einen interessanten Vortrag, verbunden
mit einer Filmvorführung über das einflussreiche
Thema. Referent war Frau Rutmini Devi,
die Leiterin von Kalāthetra, dem großen Bildungs-
institut in Adyar, Madras.

Am ersten Teil der Veranstaltung sprach Frau Rut-
mini Devi in außerordentlich interessanter Weise
über den Begriff „Kultur“ nach der indischen Auf-
fassung. Sie wies darauf hin, dass gerade das, was im
europäischen Denken so untrennbar mit „Kultur“ ver-
bunden ist, nämlich der technische, intellektuelle und
materielle Fortschritt, in Indien nicht zur Kultur ge-
zählt wird. Als Kultur wird vielmehr die geistige
Entwicklung betrachtet, die dazu führt, dass der Mensch
in Harmonie mit dem Höchsten steht, dass er harmo-
nisch denken, reden und handeln lernt. Demzufolge ist
Kultur nicht eine Sache der „Gebildeten“ allein, son-
dern geht reich und arm in gleicher Weise an. Dem
Begriff der Kultur entspricht es, dass Religion
nicht eine Angelegenheit für besondere Kreise dar-
stellt, sondern eine Haltung zum Leben bedeutet, die
sich im Alltag manifestiert.

Diese geistigen Grundlagen der Kultur sind im
ganzen Leben des indischen Volkes spürbar, auch in
der Kunst, die mit Religion und Philosophie zusa-
menhängt. Im Volksleben vermischt sich die Kunst
untrennbar mit dem Leben. Demzufolge ist die Kunst
nicht immer zugleich eine Kunstfälschung, in dem
nicht nur der darstellende Künstler beheimatet ist,
sondern auch der Dichter und der Sänger. — Das
kulturelle Erbe Indiens ist ein geistiges Erbe und
es hat heute noch bestimmenden Einfluss auf die weite-
re Entwicklung. Zwar wird das moderne Indien
ebenfalls nach technischen Fortschritten streben und
diesbezügliche Zweifel vermindern. Die wahre
Größe Indiens wird aber nie auf diesem Gebiet lie-
gen, sondern in seiner geistigen Kultur, die für seine
Zukunft ebenso eine Notwendigkeit darstellt, wie für
das Wohlergehen der ganzen Welt. Es wird das
wertvolle Erbe sein, die der Osten dem Westen
zum Austausch gegen seine wertvollsten Errungen-
schaften anbieten wird.

Nach diesen Ausführungen zeigte Frau Rutmini
Devi einen Film über Kalāthetra, den „Tempel der
Künste“, wie diese Bildungsstätte treffend genannt
wird. Es ist eine Gründung der Frau Annie Besant
und umfasst heute Ausbildungsmöglichkeiten für
Schüler und Schülerinnen aller Altersklassen. Kleine

Kinder werden in Montessori-Kindergärten betreut,
größere lernen schreiben und rechnen. Man steht in
das chemische Laboratorium, wo alles funktionstüchtig
mit Gasen und Reagenzien arbeitet, dann sieht man
in einer Sanstrittstraße, die im Freien unter Bäu-
men arbeitet. Wie vor tausend Jahren liegt der Le-
hrer mit untergeordneten Schülern da, und die Schü-
ler lernen vor niedrigen Tischen am Boden. Knaben
und Mädchen tummeln sich bei einem Kriech-
spiel und wachen sich nachher unter einer im Grün-
den angebrachten Wasserleitung. Staunenswerth emp-
finden wir besonders die ausgeübte Selbstbeherrschung
mit Geduld und Lang, die jeder weiß, dass die abge-
meinte feilschbare Größe der Bewegungen erzeugen
und den Sinn für das Schöne wecken. In zahlreichen
Klassen wird musiziert mit verschiedenartigen Instru-
menten, dazu wird geungen. In den Tanzklassen wer-
den die uralten indischen Tänze und Tanzbewegungen
eingeübt, bei dem vor allem das vielfältige subtile
Spiel der Hände auffällt. Diese Geistesfindung der
Finger, das es keine Worte zur Begleitung braucht.
Der Film bietet auch Einblick in einen Sektor vom
Ausbau des Instituts: in den Dörfern werden
Lehr- und Schreibstube für die gesamte Bevölkerung
angebracht, auf das Alter durchgeführt, desgleichen
sind auch die Dorfbewohner zu vermehrter Hygiene
angehalten, wozu offenbar die Bevölkerung teilweise
schon ist.

Nicht vergessen seien die Werkstätten in Kalā-
thetra, wo gemalt, modelliert, gehobelt und gewoben
wird. Die Stoffe, die dort hergestellt werden, ent-
stehen sehr durch ihre schönen Farben und funktio-
nellen Muster.

Die Veranstaltung bot in äußerst dankenswerter
Weise Gelegenheit, Bildungs- und Schulungsmög-
lichkeiten eines anderen Landes kennenzulernen. Für uns
Frauen ist das Reis etwas vom Interessantesten. Im
vorliegenden Falle hat uns noch besonders interes-
siert, dass eine Frau die Leitung eines so umfangrei-
chen Instituts in den Händen hat. Bei uns wird es
wohl noch eine Weile dauern, bevor man einer Frau
solche Verantwortung übertragen wird. Wir möchten
in Klammern übrigens noch darauf hinweisen,
dass Frau Rutmini Devi eine reizende Dame ist, alles
andere als eine durch ihre großen Pflichten um den
Charme gebrachte Frau. Wir wollen uns aber trotz-
dem immer freuen, wenn wir ihnen dürfen, wie uns
früher Mitwirkenden in aller Welt der Menschheit wer-
tvolle Dienste leisten.
Lu.

ein Diensterlebnis nicht vorzuziehen. Es war auf
der gemeinsamen Heimfahrt mit einigen jüngeren Of-
fizierinnen nach dem letzten Weltkrieg zu erkennen.
Auf der Heimfahrt nach der Kamerabatterie aus,
die so zuverlässig und tüchtig auf ihren schweren
Posten standen und ganz inoffiziell fragte mich einer der
Offiziere: „Warum wehrt Ihr Frauen Euch nicht
besser für Euer Stimmrecht, oder sind Sie persönlich
nicht interessiert?“ Ich habe verstanden, dass die
Schwierigkeiten für Sie zu groß sind. Es ist ja die Män-
ner, die uns unsere bürgerlichen Rechte zuerkennen
müssen. Der betreffende Offizier antwortete mir
darauf, dass die Frage kürzlich in ihrem Kreis dis-
kutiert worden ist und dann sagte er, zu meinem
Freudens Erstaunen: „Wir werden Euch helfen.“ Ich
bin auch überzeugt, dass diese Offiziere nicht bei den
Männern waren. Wir haben immer noch nicht ge-
nügend Männer die uns helfen, nicht genügend Män-
ner.

ter, die ihre Söhne im richtigen Sinn und Geist er-
ziehen und nicht genügend bewusste Frauen.
Da wir uns als Schweizerinnen mit oder ohne FHD
unserm Lande verpflichtet fühlen, doppelt, wenn es
die Not erheischen sollte, so wollen wir, dass der FHD,
auch vom Standpunkt der Frau aus eine gute Sache
werde, zu der wir stehen können. Wenn wir dieses
Ziel erreichen, so dienen wir unserm Land und un-
serer Vaterlande.
L. Luft, Triump.

Zur Diskussion über den FHD

Antwort einer ehemaligen FHD, die 750 Diensttage
geleistet hat: Wir läßt der männliche Ruf. Die Frau
gehört ins Heim“ noch zu deutlich in den Ohren, als
dass ich mich jetzt wieder zum Frauenhilfsdienst men-
den würde.

Sicher lieben wir alle unser Vaterland. Wir be-
stehen aber ebenbürtig das Mutterland!
Alice Streiff-Sigerist

Von internationalen Kongressen in Zürich

Die vom Kriege veränderte Schweiz ist wohl das be-
vorzugteste Land in Europa der heutigen Zeit für in-
ternationale Tagungen. So ist es denn kein Wunder,
dass sich diese Kongresse in der größten Schweizer-
stadt, in Zürich, zumal in den Sommermonaten drän-
gen.

Anfang August waren die Psychoanalytiker von 18
verschiedenen Nationen zu ihrem ersten
Treffen nach dem letzten Weltkrieg beisammen. Die
Veranstaltung fand besonders unter dem Zeichen der
Erinnerung an Sigmund Freud und dem Beginn
der Psychoanalyse und der Psychotherapie. Nach
der Besichtigung der Leichen durch die deutschen Trup-
pen 1938, war er durch ausländische Freunde nach
London getrieben worden und dort konnte er seine le-
zten Lebensjahre verbringen, zwar nicht in Ruhe und
Frieden, — das war das Kriegsgeheimnis zu nahe,
— aber doch fern von Verfolgungen und Hass, um-
geben von seiner Familie, von Freunden und Schü-
lern. Erst allmählich hat die Allgemeinheit und auch
viele seiner noch lange Zeit abweisenden Fachkol-
legen erkannt, welche hervorragende Persönlichkeit
an dieser Zeit mit Freud dahingegangen ist. Seine
Lehre von der Bedeutung des Unbewussten in den men-
schlichen Seelenleben hat die Grundlage gemein-
samer Erkenntnis von der Bedeutung frühkindlicher
Erfahrungen und Erlebnisse für die Psyche des Kin-
des, wie des erwachsenen Menschen. Wenn sich im
Laufe der Jahre frühere Schüler von ihm getrennt
haben, so ist doch nicht zu leugnen, dass sowohl die
Menschen wie die Tugenden der Forschung ohne
Freuds Lehre nicht denkbar sind. Sie haben nicht
nur die psychiatrische und psychologische Wissenschaft
entscheidend beeinflusst, sondern fast alle Wissensge-
biete wie die Pädagogik, die Kriminologie, die
Völkerkunde, die Religions-, und die Kulturgeschichte.
Die Beschäftigung mit sogenannten tiefenpsycholo-
gischen Problemen ist heute fast zu einem Alltags-
geheimnis, man kann wohl sagen, „Mode“ geworden.
Ganz gewiss ist eine Popularisierung gar nicht im
Sinne Freuds. Die Psychotherapie in Gestalt der
Psychoanalyse gehört nur in die Hand speziell dafür
ausgebildeter Personen, und auch der Arzt oder Lehr-
er, auch der Pädagoge ist nicht ohne weiteres
befähigt, ohne Spezialausbildung, sie auszuüben. In
erster Linie ist eine ärztliche Behandlungsmethode zur
Heilung seelischer Störungen.

Die Fülle der in den Kongressvorträgen behandel-
ten Themen ließ die Breite der Gesichtspunkte der
Freud'schen Lehre erkennen. Den Schluss der Tagung
bildeten einige Filme, in denen das Verhalten des
Kindes im frühesten Alter in Angst- und Fortschritts-
situationen im Blick genommen wurde. Es wurde
wiederum im Film das Verhalten des Säuglings und
Kindes gegenüber der Nahrung und während der
Nahrungsaufnahme gezeigt. Den erklärenden Text
vermittelte Anna Freud, die besonders durch ihre
Methode der Beobachtung kindlicher psychischer Stö-
rungen mit Hilfe der Spielanalyse bekannt ist. Sehr
interessant war die Einstellung der verschiedenen
Kinder zu beobachten, von der wütenden Wut des
appetitlosen Kindes oder des Tragtöpfchens, bis zu
wahren Gier richtiger kleiner Fresser. Hier kom-
men physische wie psychische Bedingungen zumal-
ten, um solche Verhaltensweisen zu erklären.
Nach diesem Kongress fand die interna-
tionale Psychoanalytische Tagung in Zürich statt,
auf der zum ersten Mal an dieser Unternehmungs-
methode interessierte Kreise — vor allem Psychiater und
Pädagogen — sich darüber aussprechen konnten. Es
handelt sich um eine Untersuchungsmethode, die vor
etwa 30 Jahren der junge Schweizer Psychiater Her-
mann Rorschach, damals Assistenzarzt im Burghölzli
unter Eugen Bleuler, erfunden hat. Er versuchte da-
mit, eine Methode zu gewinnen, die erlauben sollte,

das geistige Seelenleben seiner Patienten besser und
tiefer zu erschließen, als dies andere Methoden gestat-
ten, die von der experimentellen Psychologie ausgeht
arbeiteten worden waren. Er verwendete verschiedene
Klebbilder, die an sich sinnlos, dem Patienten vorges-
legt werden, um ihn zu betäugen, was er in diesen
Bildern an ihm betannten Formen herein- resp. her-
ausdeuten kann. So nannte A. seinen Text, d. h. diese
psychologische Untersuchungsmethode, „Rorschach-
test“. Schon A. hatte bemerkt, wie ihm diese außer-
ordentlich viel Material lieferte zum charakterolo-
gischen Verständnis seiner Patienten und jeher ist
es auch für die Psychoanalyse normaler Menschen
— auch von Kindern — sehr wichtig geworden. Der
frühe Tod verhinderte den Entdecker dieses Verfah-
rens, es selbst weiter auszubauen und weitere Erfah-
rungen mit ihm zu machen. Seither ist diese Methode
in erster Linie von Schweizer Seite zum Gegenstand
eifriger Forschung gemacht worden, an der sich in
steigendem Maße nun auch das Ausland betätigt. Aber
auch hier gilt, wie bei der Psychoanalyse — und wir
können hinzufügen — auch A. bei der Gruppologie,
dass die entscheidende Begutachtung nur in die Hände
von speziell ausgebildeten und erfahrenen Personen
gehört. Da aber diese Methode heute schon in
vielen Institutionen angewendet wird, die der psycholo-
gischen und pädagogischen Begutachtung dienen,
und solche Gutachten vielfach vom Publikum bean-
sprucht werden, schien es uns von allgemeinem In-
teresse, etwas darüber zu berichten.

Und nun noch zum Schluss sei einer ganz anders
gearteten Tagung gedacht: sie war der 2. A. L. u. K.
gewidmet. Wie im vergangenen Jahr, so trafen sich
auch im August 1949 im schönen Kurhaus Righlidi
in Zürich eine internationale Gruppe von Tänzern,
die aus allen Erdteilen, zu einer Zeit, in der die
Welt unter der Bedrohung drohender Weltkriege
ihres Jammers der Berichterstattung halber nicht leiden
konnte, am letzten Tag dieses Kurzes den Tänzern
hinzubringen beizubringen. Es war ein Genuss, Mary W.
mann bei ihrem Unterricht zu beobachten. In dieser
choreographischen Lehrstunde verstand sie es in
letzter Zeit, ihre Schüler/innen in einer Improvisation
zu einer tänzerischen Gruppe zu vereinen. Es sollte
die Idee des „Wanderers im Staube“ dargestellt wer-
den. Der sich im Staube Schleppe, wird von einer
Menschenwand am Vorwärtsschreiten gehindert, die
endlich doch die Wand sich öffnet, und der Mensch
wird dem Licht entgegengetrieben. Diese Darstellung
gelang vorzüglich und bildete für die Zuschauer, wohl
mehr noch für die Ausübenden, ein Erlebnis. Ganz
anderen Charakter hatte die Unterrichtsstunde von
Kajale Chabed, die Schritte und Bewegungen ab-
hoc improvisierend ihren Schülern voran in großer
Beherrschung die ganze Sache in mittelmäßigem
Rhythmus zur Nachahmung inspirierte. Wieder an-
ders, aber nicht weniger eindrucksvoll, eine Unter-
richtsstunde des bekannten Meisterkämpfers Horst
Kreuzberg, eine Lehrstunde von der Ausdrucks-
möglichkeit verschiedener Bewegungen und ihrer Ab-
wandlungen. Er selbst, von äußerster Geschmeidigkeit,
unermüdlich vorwärts und fortgeritten, wirkt ge-
wissermaßen außerordentlich anregend auf seine Schüler. Er
mehr theoretisch-pädagogisch eingetragenen Lehrenden
von Kurt Dörm und Hans Juelich, kann hier nur an
Rande gedacht werden. Wir möchten nur noch fol-
gende Bemerkungen hinzufügen: Es wird dadurch
gelegt über eine allgemeine Gemeinsamkeit der Bewe-
gungsfähigkeit und über eine Unfähigkeit der objek-
tiven Beurteilung bei normalen, erwachsenen Men-
schen, eine Gemeinsamkeit, die für viele eine recht
schlechte Beeinträchtigung im sozialen Leben bedeu-
tet. Wäre dagegen nicht ein Heilmittel zu finden in
einem Bewegungsinstruktionslehre in den ersten Schul-
jahren, in dem jene Freiheit des Bewegungsablaufes
bei aller Gebundenheit durch eine Idee gelöst würde?
Man sage nicht, dass die Kinder genügend Gelegen-
heit haben, sich in Freiheit zu bewegen, ja sich auszu-
toben. Was hier gemeint ist, ist etwas anderes, es ist
eben jene gebundene Freiheit, die unter einer Idee
stehende Ausdrucksfähigkeit und -fähigkeit, die zu
über wäre. Eine geladene Bewegungsfähigkeit ver-
mag sich auch im Geistigen auszuwirken und erzeugt
jene Gebundenheit, über deren Mangel beim Erwach-
senen geklagt wird. Man verwendet solche Methoden
schon vielfach im Unterricht körperlich oder auch in
einem geistigen oder geistigen Rhythmus. A. B. bei
Solitern. Auch in der Gymnastik, der anthroposophischen
Ausdrucks- und Bewegungsmethoden und be-
sonders auch in der sogenannten Feldenkrais-Methode für
Kranke verwendet. Hier denken wir an das normale
frühe Schulalter, an das sich für bestimmte Schüler,
die es besonders nötig haben, ein Unterricht auch in

Die Diskussion über den FHD geht weiter

Zum Artikel G.H.

Sicher wird sich manche Frau und manche Tochter
und besonders diejenigen unter Ihnen, die bewusste
Staatsbürgerinnen sind, mit der Tatsache unieren,
auf vielen Gebieten immer noch bestehenden Rechts-
losigkeit und der Frage des Eid-Eingelieders in un-
sere Arme auseinanderzusetzen. Das betrifft die Aus-
einandersetzung aus meiner persönlichen Erfahrung
heraus gut. Aber, wenn wir uns ruhig und sachlich
auseinandersetzen, so ergeben sich von unserem Stand-
punkt aus Frau verschiedene Überlegungen, die uns
zum FHD ja sagen lassen. So möchte ich G.H. die
folgenden Fragen stellen:

Wenn sich unser Land wieder in Gefahr befinden
sollte, würden Sie dann ruhig zu Hause bleiben? Ich
bin überzeugt, dass Sie hier oder dort Ihre eigenen
Kräfte einbringen würden im Interesse unseres Vol-
kes und unseres Landes.

Wenn wir mithelfen wollen unser Land zu schützen,
müssen wir uns dann nicht zwangsläufig auf den Boden
der Landesverteidigung stellen? Wenn denn so
ist, wollen wir es als Frauen wieder in Kauf neh-
men improvisieren zu müssen wie dies im Jahre 1910
geschah? Diese Frage werden Sie sicher mit mir ver-
neinen, vor allem wenn wir an unsere heranwachsende
Jugend denken.

Die Anmeldung zum FHD ist freiwillig geblieben,
sie müsste freiwillig bleiben. Jeizigen kann man die
Frau erfordern, wenn man sie wollen Bürgerlichen
Rechte zubilligt. Der FHD besteht nun auf rechtlicher
Grundlage und ich finde, dass es im Interesse von uns
Frauen liegt, uns dafür einzusetzen, dass er gut auf-
gebaut werde. Durch die Vorgriffen über die Aus-
stellungen, die in den Händen von vier verantwor-
tungsbewussten, reifen Frauen liegen — sie erfüllen
die Funktion von Auszubehringenden — sind die
Vorbereitungen dazu geschaffen.

Ich habe viele Hundert Diensttage hinter mir, aber
der „Suppenkessel“ von dem G.H. schreibt ist mir nie
zu Ohren gekommen. Ich bin überzeugt, dass heute
ebenso wie in der Zeit des Attentates, einer FHD,
die man so glücklich selbstständig, Schutz und Gewährung
zu sein wird. Eine aufrechte FHD darf sich das über-
haupt nicht gefallen lassen. Wenn es trotzdem ge-
schehen ist, so finde ich das außerordentlich bedauer-
lich. Es ist gerade hier noch zu sagen, dass dem
Wunsche aus dem Kreis von FHD und weiteren
Frauentreibern, es möchten Offiziere, Unteroffiziere
und Soldaten aufgeführt werden über die Mitarbeit
der Frau in der Armee, bereits Rechnung getragen
worden ist und wird. Zum Schlusse möchte ich G.H.

— lagte der Förster feierlich: „Heut steht man einan-
der, morgen steht man einander!“

„Aber Fürst ist der Strobel drum doch noch nicht, so
wenig als er die Anne jemals löst!“ Dabei gab er
seiner Braut einen herrlichen Kuss.

„Auch was Rechtes, Fürst!“ — Fürst oder Lump
— Warm oder Warm. Es kommt auf eines heraus.
Man soll an keinem Menschen hängen, das ist das
Sicherste und Beste. Da schlägt man dem Schicksal ein
Schneppchen. Merkt's euch — —

„Die Schlimpmerlein ist klug, die hängt hier an
niedem.“ — Wohl ihr.

Das lagte der Förster bitter, während er auf das
Mädchen blickte, das scheinbar gleichmütig über die
Mäheren gebüht lag.

„Wie ich's Gens wird der Mensch gerupst. Strobel,
bis er zuletzt so naht und bloß dahinst wie zu An-
fang. Zu Anfang weiß er nichts und zuletzt will er
nichts mehr wissen, das ist der ganze Unterschied.
Das blickt den, das sie einem laien mühen — wohl
oder übel — das ist zuletzt das Einzige, was bleibt.
Man könnte sich die Mühe sparen.“

Mit diesen Worten ging der Förster hinaus.
Ludovika, warum hält du denn das getan“, fragte
Anne vorwärtswort, auf ihre ruhige milde Art.

Da meinte Schlimpmerlein und lagte: „Du hältst
zu reden. Was hat man denn vom Leben? Du hättest
er sagen sollen, da sollst bleiben — da hätte ich leben
wollen.“

Wenn du einmal einen Kräftigen hast, wird er's
dir auch nicht sagen. — Er lässt dich gehen, wie er
mich gehen lässt“, lagte die Braut ruhig.



einander, der alte Vater und das Schlimpmerlein
sie pflegte ihn, bis der Tod sie schied. — Aber sie
leben heute noch.“

Da hörte der Förster mit seinem Mädchen, wie ab-
gebrochen. Sein Tochter hatte sich von seinem
Arme losgemacht und stand mit hellem Gesicht und
mit Tränen der Ungeduld von ihrem Stuhle auf.
„Mein Vater, das wäre nichts für mich — das nicht
— nein!“ Und da brachen die Tränen aus ihren
schönen Augen mit voller Gewalt hervor. — „Weshalb
denn ich gerade!“ schrie sie.

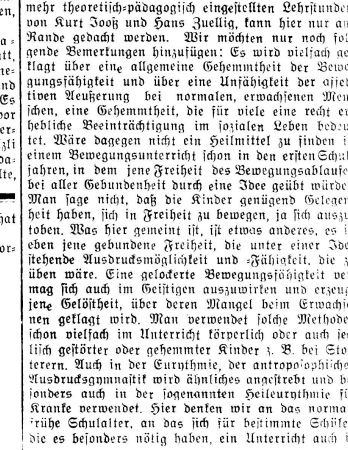
Der Förster stand auf und ging ins Zimmer
auf und nieder, hielt die Hände auf den Rücken und
drumte in den Bart hinein: „Große Kinder —
tremde Kinder.“ Er ging ganz gebückt, der starke
Mann.

Sie saßen sich von keinem Herzen los, die Kinder,
die einen kauft und kaum merktlich, die andere
schmerzhaft und grauam.

Er verstand den Lauf der Welt nicht und irraube
sich.

Die andern wagten nicht aufzustehen, als der Vater
so auf und nieder ging, und Schlimpmerlein lag
mit schnell getrockneten Tränen, aber treu da.
Heinrich Strobel redete seinen Kopf über den Wäde-
wall, der vor ihm lag, auf und lagte wohlgeklaut,
um die schwache Stille zu unterbrechen: „Aber För-
ster, dich Ihr den Strobel in einen reinen Augenblick
verwandelt, hat, der noch dazu sein Weib liegen lässt,
darüber müssen wir noch miteinander ein Fühndes
tupen.“

„Das weiß kein Mensch, was er tut oder nicht tut“





oberen Klassen angeschlossen könnte. Gemäß vermöchte ein solcher Unterricht auch zu unnatürlicher Geistesheilerei und zu schulpflichtiger Selbstdarstellung zu verführen. Aber gerade dort, wo dieser Unterricht besonders am Platze ist, wäre dies nicht zu fürchten. Freilich bedarf es dazu vorgebildeter Lehrer und Lehrerinnen. Es waren an diesem Kurs auf dem Rigibühl einige Gymnasiallehrerinnen und -Lehrer als Schüler beteiligt. Wir möchten wünschen, daß sie das Empfangene weitergeben werden, vor allem aber, daß auch die große Schar aller Kinder, nicht nur eine kleine Gruppe besonders bevorzugter Privatschüler, den Erfolg eines solchen Unterrichts verpüren dürfen.

Dr. E. Viejmann

Das darf nicht sein...

Ein Invalider, der an Klumpfuß und Halsleiden leidet, außerdem raschlich ist und mit 10 Monaten eine Hirnhautentzündung durchgemacht hat, wird in einer Anstalt für bildungsfähige Schwachsinnige erzogen. Vergegenwärtigt man sich auch in einer Anstalt für Epileptische und einer orthopädischen Klinik behandelt. Der Versuch, ihn dauernd in einer Werkerei zu beschäftigen, mißlingt, obwohl er die nötigen Fähigkeiten dazu besitzt. Er zieht es vor, seit seinem 20. Altersjahr zu hantieren und verwendet dabei seine Invalidentät sozusagen als Kellame. Er klettert sich herum, verläßt die Werkerei, um seinen Verstand zu erproben, er kann sich allerdings Luxus erlauben, preist nach seinen eigenen Angaben Äpfel im Spielzeugwagen, leistet sich Ferien zu Pensionspreisen von Fr. 12.50 im Tag usw. Alles schön und recht, wenn er nicht an das Mitleid appelliert und Hilfswerte verfeinden würde.

Nicht der Weg des geringsten Widerstandes ist der beste für den Menschen und somit auch für den Gebrechlichen, sondern derjenige, der die Fähigkeiten zu ihrer vollen Entfaltung zu bringen vermag. Nicht das Mitleid der anderen, sondern sein eigenes Schicksal und Können sollen auch dem Gebrechlichen durchs Leben helfen.

Die Werkstätten für Teilerwerbsfähige fördern diese Bestrebungen, indem sie dem Gebrechlichen ermöglichen, eine seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten angepasste Berufsarbeit zu erlernen. Das Publikum kann diese Bemühungen unterstützen, indem es solche Demonstranten zurückschickt und ihre Schimpferei durch Nachfragen bei den betreffenden Stellen entkräftigt.

Denn: Das darf nicht sein, daß Mitleid mißbraucht und das Vertrauen gegenüber den Hilfswerten untergraben wird und dadurch wirklich Hilfsbedürftigen weniger geholfen werden kann.

Pro Infirmitas Zürich

Bally-Schuhe

Die Agor-AG. hat am 2. September in Zürich die Presse über die Schuhmode im Winter 1949-1950 orientiert. Im Sinne der kommenden Schweizermode und im Betreiben auch bei unseren Frauen das Interesse und die Verantwortung für ein heimisches Schöpfung zu fördern, lassen wir gerne einige Hinweise über die beliebten Bally-Produkte folgen.

Bally gibt der Jugend, was ihr zukommt: Strapazierfähige, bequeme, praktische Trotteurs und Boates für den Vormittag, flachabstehende, doch liebliche Formen wie "Débutante" und "Senorita" für den Nachmittag und interessante, leichte Abendstühle "Premiere" für den Abend.

Die Kollektion für die Dame ist unendlich reich. Für den frühen Morgen serviert Bally Boudoir-Slippons oder buntfarbige Mules. Für den Vormittag folgen rahmengenährte Trotteurs mit weichen, flexiblen Sohlen und herrlich weichem Oberleder, für den Nachmittag der flache und mittelhohle Absatz, wie denn auf Bequemlichkeit größter Wert gelegt wird. Darum auch die veredelten Gummizüge, das elastisierte Leder; die

Jorgen für vollendete Ausstattung. Viel Mitleid, auch Mitleid mit Rad oder Reptil ist charakteristisch für die Wintermode. Die halbhohen Bottillons de luxe wirken leicht und beschwingt.

Uns will scheinen, als ob Bally höchste Genugtuung darin fände, Schuhe für den festlichen Abend zu kreieren. Wie kunstvoll verflochten sind diese Riemchen und Bänder aus Gold- und Silbergehäure, aufgelöst in ein herrliches Glitterwerk, oder auf Satin, der von goldenen Nadelstichfiguren umrahmt ist. Zu einer guten Kleidung gehört ein guter Schuh. Der Schuh muß aber immer mit dem Kleid, und vor allem mit dem Zweck harmonisieren. Und nicht zu vergessen sei, daß ein guter, eleganter Schuh auch die einfache Kleidung heraushebt.

Veranstaltungen

In der 28. Herbstausstellung im Hof von Vigier (Dauer bis 23. Oktober)

find eine Reihe von Kunstgewerbetinnen mit ihren neuesten Arbeiten vertreten. Clara Geiger-Woerner zeigt ihr reiches Schauen an Werarbeiten aller Art, vom preisgekrönten Foulard bis zum großen Teppich, Silber- und Goldschmuck, Keramik aus, Geo. Teuroler Kleintierfiguren in Terrakotta und Zrl. Geiger Arm- und Halsketten in glasierter Terrakotta.

Zürich. Frauenimmrechtsverein (Union für Frauenbestrebungen). Öffentliche Versammlung Montag, den 26. September 1949, 20.00 Uhr, im Klubzimmer des Kongreßhauses, 1. Stock, Eingang Alpenquai spricht Kantonsrat Dr. Hans Duttweiler, Präsident der vorbereitenden kantonsrätlichen Kommission für das Volksschulgesetz, über "Unkritische Fragen aus dem kommenden Volkschulgesetz". Anschließend Diskussion.

Zürich. Lyceum-Club. Montag, 26. September, 15 Uhr. Vernissage der ersten internationalen Austausch-Ausstellung Sammlung Schweiz. Um 17 Uhr hält Frau

Dr. von Kobell, Konfessor am Landesgemeindeamt Stuttgart einen Vortrag über die Entwicklung des Kunsthandwerks in Württemberg.

Basel. Vereinigung für Frauenimmrecht. Basler und Umgebung. Herr Dr. Fritz Biedler spricht Donnerstag, den 29. September, 20 Uhr 15, in der "Safranzunft" über das Thema "Aus der Ehegerichtspraxis".

Bern. Frauenimmrechtsverein. Einladung zu einem Vortrag über "Ziel und Weg unserer sozialen Arbeit gegen eine doppelte Moral", von Frau Dr. med. E. Turnau, Trogen. Donnerstag, den 29. September 1949, 20 Uhr, in der Schulmarie, Festsaalplatz. Es laden herzlich ein: Frauenimmrechtsverein Bern, Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, Sektion Bern des Schweizerischen Lehrerinnenvereins, Verein bernischer Fürsorgerinnen.

Bern. Lyceumclub: Freitag, 30. September, 20.15 Uhr. Austauschvortrag mit dem Basler Lyceumclub. Anstehende Beatrix Gany (Klavier), Elly Kählig (Klavier), Werke von Bach, Scarlatti, Beethoven, Schubert, Reger, Debussy. Eintritt für Mitglieder Fr. 1.—, für Nichtmitglieder Fr. 2.50.

Radiosendungen für die Frauen

Eine heitere Spätsommerabend "Unter der Pergola" läßt sich Montag, den 26. September um 14.00 Uhr zum letzten Male vernehmen. Diese Woche wird einmal wieder "Probierst noch nicht?", sondern Erica Schellenberg heißt Freitag, den 30. September um 14.00 Uhr die Frage: "Kann man aus diesem alten Garten wirklich noch etwas machen?", und anschließend, "In der heißen Stunde der Frau" wird "Nachmals das Stiefmutterproblem" aufgegriffen.

Redaktion:

Frau El. Stuber-v. Goumoëns, St. Georgenstraße 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Jetzt eine Kur mit



Schweizer Trauben

Die Schweizer Trauben sind da. Saftstrotzend und goldig glänzend locken sie in den Ladengeschäften zum Kauf. Die Hausfrau bringt sie auch als Kuchen, Torte, Kleingebäck, Frappés und im Winter als Konfitüre auf den Tisch. Ein herrlicher Genuß!

Ein gesunder Genuß! Trauben verleihen dem Körper Kraftreserven für die Winterszeit. Vor allem enthalten sie aber auch die für die Entwicklung des kindlichen Organismus unerlässlichen Stoffe in reichen Mengen. Das Angebot dauert nur kurze Zeit. Profitiert vom Segen unserer schönen Rebberge, eßt Schweizer Trauben!

*Jeden Tag, zu jeder Mahlzeit

(S. P. Z.)

Der heimliche Teebaum
Marktgasse 18
Gipfelmühle
W. DEITSCH, 1949
ZÜRICH

Institut MINERVA Zürich

Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfenkurs

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

SCHAFFHAUSER WOLLE



Inserate
haben Erfolg
im
"Frauenblatt"

Modistin empfiehlt sich zum
Ändern von Filz- und Pelzhüten
nach neuesten Modellen

Locht-Schneebeli, Zürich 10
Nordstraße 274 Tel. 26 76 99

Ein jeder weiß, wie viel Verdruß durch solch Malheur geschehen muß. Der Genuß Ärgern sich sehr laut, was seine Genuß kaum erbaute. Doch denkt sie klug: Das nächste Mal soll ich die Sache anders an. Ich hole künftig mir im Laden nur noch den starken Mettler-Faden.

Mettler
FADEN
aus Rorschach

Giger-Kaffee

ist
Qualitäts-Kaffee



HANS GIGER & CO. BERN

Lebensmittel-Großimport
Gutenbergsstraße 3 Tel. 2 27 35

Ernst „Guets Brot“ „Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Förcherstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tee-Raum Bahnhofplatz Tel. 23 12 72



Immer so
ist ungesund!

Ein sauberes Haus, saubere Böden, aber viel, viel weniger Sklaven-Arbeit, dazu verhilfen die 3 Putzmittel der modernen Frau: **Grattol-Silenz, Grattol und Bienenwachs-Bodenwischer-Mixer.** Bitte verlangen Sie Aufklärung und Prospekt, es kostet Sie nur ein paar Worte, sonst nichts.

Dr. F. F. F. F.
im Meiershof

ZÜRICH

Erhältlich auch in Ihrer Drogerie oder Ihrem Spezialgeschäft

Inserieren bringt Erfolg!